

19

Hayden

Kriegführung in Süd-Afrika.



Von

C. v. François,

Major a. D., früher Kommandeur der Schutztruppe und Landes-
hauptmann a. i. von Deutsch-Südwest-Afrika.



Berlin 1900.

Verlag von Dietrich Reimer.

(Ernst Vohsen.)



1900

Kriegführung in Süd-Afrika.

Von

C. v. François,

Major a. D., früher Kommandeur der Schutztruppe und Landes-
hauptmann a. i. von Deutsch-Südwest-Afrika.



Berlin 1900.

Verlag von Dietrich Reimer.

(Ernst Vohsen.)

pages cut 1960

Alle Rechte vorbehalten!

Inhalt.

	Seite
I. Unterlagen für die Kriegführung:	5
Geringe Kenntniss des Landes. Schwierigkeiten, durch die grosse Entfernung von der Heimat veranlasst. Klima, Wasser-, Verpflegungs- und Transportverhältnisse.	
II. Kampfweise der Eingeborenen:	12
Kaffern. Buschleute. Bastards und Boeren. Kriegsgebräuche der Hottentotten: Kriegführung: Aufklärung. Marsch und Marschsicherung. Gefechtsgliederung. Angriff. Ueberfall. Verfolgung. Verteidigung. Rückzug.	
III. Beachtenswertes für die Kriegführung:	32
Anforderungen an den Soldaten. Bekleidung. Bewaffnung. Beförderungsmittel. Nachrichtenwesen. Aufklärung. Sicherung. Märsche. Gefecht. Angriff. Verfolgung. Verteidigung. Nächtliche Unternehmungen. Viehfortnahme und -sicherung. Feuer- und Schiessregeln.	

I. Unterlagen für die Kriegführung.

Die Unterlagen für die Kriegführung sind in unserem südwestafrikanischen Schutzgebiet so ähnlich denjenigen des südöstlichen Afrika, dass es sich angesichts des weltbewegenden Krieges zwischen England und Transvaal wohl verlohnt, die Erfahrungen, die wir durch unsere Kriegführung in Südwestafrika gewonnen haben, zu veröffentlichen.

Ich kann nicht auf alle Verhältnisse eingehen, mit denen die europäische Kriegführung in Südafrika zu rechnen hat. Darüber lässt sich ein dickes Buch schreiben. Ich will nur kurz die Bedingungen hervorheben, die von wesentlichem Einfluss sind und Abweichungen von unserer europäischen Kriegführung bedingen. Dazu zähle ich: die Unbekanntschaft mit dem Kriegsschauplatz, die Grösse des Landes, die grosse Entfernung desselben von der Heimat, das Klima, den Wassermangel, die Schwierigkeiten der Verpflegung und des Transportes und die Kampfweise der südafrikanischen Eingeborenen.

Geringe Kenntnis des Landes.

Bei einem Kriege gegen Eingeborene, die sich immer die unzugänglichsten Gegenden aussuchen, kommt es auf die Kenntnis des Geländes, auf ihre Gangbarkeit, Weide

und Wasserverhältnisse ausserordentlich an. Da es in Südafrika an zuverlässigen Karten fehlt, ist man auf die eingeborenen Führer angewiesen, die selbst häufig nicht ordentlich orientiert sind, die ebenso oft nicht verstehen, eine deutliche Beschreibung von der Gegend zu geben, in die man kommt, manchmal auch gar nicht die Absicht haben, dies zu thun. Diese Unbekanntschaft zwingt zu einem besonders vorsichtigen und langsamen Vorgehen von Etappe zu Etappe in einem Lande, das so arm an Lebensmitteln, so wasserarm und menschenarm ist wie der grössere Teil von Südafrika.

Schwierigkeiten, durch die grosse Entfernung von der Heimat veranlasst.

Die Menschenarmut und die Zersplitterung in Stämme und einzelne Familien erleichtern es wohl, die Eingeborenen zu unterwerfen. Aber die ungeheuren Ausdehnungen verzögern alle Operationen. Sie zwingen dazu, weithin vorzudenken. Rechnung mit Raum und Rechnung mit Zeit, das ist etwas, was jeden Europäer in Südafrika fortwährend beschäftigt, was ihn zwingt, nicht nur auf Wochen, sondern auf Monate voraus zu überlegen. Alles zum Leben Nötige — zur Zeit selbst Fleisch — muss in Südafrika eingeführt werden, sonst befindet man sich dem Nichts gegenüber. Wenn schon der einzelne Europäer diese Erwägungen nötig hat, für seine kleine Wirtschaft, um wieviel mehr muss dies der Truppenführer thun, der für einige hundert, auf mehreren Stationen zerstreute Leute zu sorgen hat. 15 000 km Seeweg, Etappenlinien von 150 bis 1500 km Länge von der Küste nach den im

Inneren vorgeschobenen festen Stationen, das sind die Entfernungen, mit denen der Truppenführer im Frieden und im Kriege rechnen muss. Gerade bei diesen grossen Entfernungen erschwert die Menschenarmut die Kriegführung ungemein. Wo Menschen sind, da findet man Führer oder irgend jemanden, der einem sagen kann: „Dort ist der Feind!“ Da kann man auch darauf rechnen, etwas zum Lebensunterhalte zu finden. So ein kleiner Eingeborenenstamm verschwindet ganz in seinem Gebiet. Soll derselbe bekriegt oder gezüchtigt werden, und will er sich nicht finden lassen, so ist dies eine der schwierigsten Aufgaben für eine Truppe. Nie ist in diesen menschenleeren Räumen mit Sicherheit die Richtung zu bestimmen, in der der Feind zu erwarten ist. Gerade so wie im Seekriege ist deswegen in den Steppen Südafrikas jede auf einem Kriegszuge begriffene Truppe und jede Station gezwungen, sich nach allen Seiten zu sichern. Eine Basis auf die man sich stützen könnte, giebt es nicht. Man kann sich nur auf die Küstenplätze und auf einzelne befestigte Punkte des Inneren als Ausgang für Operationen stützen und muss durch offensives Vorgehen die langen Etappenwege sichern.

Klima, Wasser-, Verpflegungs- und Transportverhältnisse.

Der ewig heitere Himmel, die strahlende Sonne, die herrliche, klare und gesunde Luft, die reinliche Trockenheit, die jedem Südafrika so anziehend erscheinen lässt, sind der Fluch des Landes. Denn diese Eigenschaften sind bedingt durch das unter dem Einfluss der kalten Südpolarströmung und der kontinentalen Masse Süd-

afrikas stehende Klima, das einen grossen Wassermangel zur Folge hat. Die Wasserverhältnisse Südafrikas sind mit Ausnahme des östlichen Küstengebietes und des Nordens als schlechte zu bezeichnen. Der Eingeborene, zu dem ich auch den Boeren rechne, versteht an allerlei Anzeichen die vorhandenen Wasserstellen gut aufzufinden, nicht aber der Europäer und Landesunkundige. Auf die Nähe des Wassers deuten zusammenlaufende Wildspuren, die Anwesenheit bestimmter Tiere, z. B. Tauben, Perlhühner, einfallende Wachteln, Paviane und Klippdachse, das Vorhandensein bestimmter Pflanzen, z. B. Cypressen, Riedbinsen, Queckgras, Melonen und Gurkenarten, und ferner besondere Bodenformationen wie Kalkstein, Lehm und Sandpfannen, Bänke, tief eingeschnittene Felspalten etc. Der Eingeborene versteht aber auch im Kriege Wasserstellen so gut zu verstecken, dass sie nicht gefunden werden können, durch Verwischen der Spuren nach denselben, kleine Veränderungen der Landesmarken, Ueberdecken mit Pflanzen und so weiter. — Wo also der Eingeborene mit Leichtigkeit Wasser findet, kann der nicht Landeskundige leichtlich verdursten. Die meisten der vorhandenen Wasserstellen enthalten nur wenig Wasser. 100 Mann, 120 Pferde, 140 Zugochsen brauchen täglich etwa $7\frac{1}{5}$ cbm Wasser. So viel Wasser enthalten viele Stellen nicht oder es fliesst zu langsam nach. Eine grössere Truppe muss sich deswegen in vielen Teilen Südafrikas die Wege sehr nach den Wasserplätzen aussuchen. Manche Wege können von Truppen nur in ganz kleinen Abteilungen passiert werden. Die Wasserlosigkeit begrenzt also die Stärke der Truppen, die auf einem Kriegs-

theater operieren können. Dazu kommen die Schwierigkeiten der Verpflegung und des Transportes. Wohl bieten Gras und Büsche allem Vieh eine bekömmliche, wenn auch auf vielen Flächen dürftige Weide. Sehr zerstreut stehende, mässig schmeckende Knollen, Zwiebeln und Wurzeln liefern den Eingeborenen die sogenannte Feldkost. Die letztere fällt aber für die Truppen-Verpflegung ebenso wenig ins Gewicht wie die im Lande aufzutreibenden Gartenprodukte, welche letztere in sehr geringer Menge von einigen Missionaren, Ansiedlern, Kaufleuten und einigen Eingeborenen erzielt werden. Den Norden und Osten nehme ich hierbei aus. Schlachtvieh findet die Truppe im Lande vor, sie muss aber lange vor dem Kriegszuge solches in Bereitschaft haben, da die Aufkäufe langwierig sind, der Viehstand sich auf grosse Räume verteilt und gewaltsames Requirieren geringe Ergebnisse liefert.

Dass eine Truppenabteilung, die in bestimmter Richtung vorgehen muss, durch Jagderträge unterhalten werden kann, ist ganz ausgeschlossen. Kleine Jagdgesellschaften, die von den betretenen Strecken abweichen und dem Wild in seine Standorte nachziehen, können Wild als Faktor der Verpflegung wohl betrachten, nicht aber eine Truppe.

Für Nahrungs- und Genussmittel aus dem Pflanzenreiche ist die Truppe also fast ganz auf den Import angewiesen. Deswegen ist es notwendig, Magazine für die Truppe einzurichten, so dass die Vorräte für mindestens ein Jahr ausreichen und die Stationen in der Lage sind, bei Hungersnot auszuhelfen und kriegerische Unternehmungen zu unterstützen. Grosse Magazine sind eine unbedingte Notwendigkeit in Südafrika. So lange der Gegner so in Schach gehalten

wird, dass er nicht gegen den Verpflegungsapparat, der von den Magazinen ausgeht, wirksam wird und so lange die nötigen Beförderungsmittel, Zugtiere etc., vorhanden sind, so lange gehen die Truppenoperationen gut. Versagt aber dieser Apparat nach irgend einer Richtung, ist der Proviant erschöpft, dann muss die Truppe zum nächsten Magazin zurück, um sich von neuem zu verproviantieren. Die Sicherstellung der Verpflegung, die Füllung der Magazine und der Nachschub für dieselben, die Mitführung der Bagage ist keine einfache Sache, auch nicht in seuchenfreien Jahren. Sie kann schon daran scheitern, dass nicht das nötige Wagenmaterial und Zugvieh rechtzeitig zusammen zu bekommen ist. Die Unterhaltung eines grösseren Fuhrparks ist aus diesem Grunde dringend geboten, bietet aber noch den weiteren Vorteil, dass eine erhebliche Verminderung der Transportkosten erzielt wird.

Während der Wassermangel und die Schwierigkeiten der Heranschaffung von Verpflegung Truppenoperationen ausserordentlich erschweren, begünstigen nicht nur das Klima, sondern auch das im allgemeinen sehr offene, gut gangbare und übersichtliche Gelände jede Truppenunternehmung. Ich will damit nicht sagen, dass es nicht Stellen giebt, die jeder Truppenbewegung sehr grosse Schwierigkeiten in den Weg legen, wie die Sandwüsten, die Felswildnisse und Steilhänge im Gebirge, der dichte Busch des nördlichen Damaralandes und die in der Regenzeit häufig stark angeschwollenen Flussläufe, besonders des östlichen, wie die tief durchweichten Lehm Böden des nördlichen Südafrika. Im allgemeinen ist das Land wegsam.

Ein Rückblick auf die geographischen Unterlagen für die Kriegführung in Südafrika giebt wenig Ermutigung, Krieg in dem wenig bekannten Lande zu führen. Unterstützung und Hülfe aus der Heimat ist an der Küste frühestens nach 5—8 Wochen zu erwarten. Jeder Kriegszug erfordert eine jahrelange Vorbereitung. Alles zum Leben Nötige muss die Truppe mitbringen und mitführen. Aber interessant ist die Kriegführung in dem Lande mit dem ewig heiteren Himmel und dem trockenen Boden, das der Bewegung keine hemmende Kulturschranke in den Weg stellt. Allein die Ueberwindung der Schwierigkeiten, die die wilde Natur des Landes bietet, erfordert die vollste geistige und körperliche Kraft. Gehobenen Mutes kann dann der Ueberwinder dem Eingeborenen gegenüberreten, der, gestützt auf seine Landeskenntnis, ein nicht zu verachtender Gegner ist.

II. Kampfweise der Eingeborenen.

Jagd, Raub und Krieg sind das Lebenselixir des farbigen wie des weissen Südafrikaners. An kriegsgeübten und kriegsgewöhnten Männern fehlt es in Südafrika weniger als irgendwo auf der Welt. Gewiss ist es deswegen nicht ohne Interesse, ihre Kriegführung zu studieren und Lehren für die Kriegswissenschaft daraus zu ziehen.

Die südafrikanische Kriegsgeschichte beweist, dass die Kriegführung der Hottentotten und Buschleute nach und nach von allen Eindringlingen, erst den Kaffern, dann den Boeren und neuerdings von den andern Weissen angenommen worden ist, und dass die Aenderung der Bewaffnung, der Uebergang von Pfeil und Bogen zum Speer und Feuerwehr, an deren Taktik gar nichts zu ändern nötig fand. Diese Taktik ist ganz den Jagderfahrungen der Hottentotten entlehnt. Ich habe deswegen nur nötig, die Eigenschaften der hauptsächlichsten Stämme der Eingeborenen als Gegner ins Auge zu fassen und die Kriegführung der Hottentotten näher zu beschreiben.

Kaffern.

Eine grössere Verschiedenheit wie zwischen dem gelbhäutigen Hottentotten und Buschleuten und den dunkelgebräunten Kaffernstämmen kann man sich gar nicht denken.

Der Kaffer ist ein hochgewachsener, athletisch gebauter Mann, scharfsinnig, genügsam, ein ausdauernder Läufer, aber meist mässiger Schütze. Er ist ein Grosstuer und Grosssprecher ersten Ranges, ein Bramarbas mit dessen Mut es vielfach schwach bestellt ist. Er berauscht sich am Erfolge, wird aber kleinlaut und wirft die Flinte ins Korn, sowie schlechte Nachrichten kommen oder Misserfolge eintreten. Trotz seiner angeborenen Unverschämtheit ist seine Geduld und sein Fatalismus im Ertragen des Kriegselendes gross. Lange Zeit wird der Kaffer es sich gefallen lassen, dass ihm Weidefelder und Wasserstellen genommen werden. Der Kaffer lässt es zu, dass aus der Mitte des Stammes heraus der Häuptling gefangen fortgeführt wird, weil er zu langsam die Situation begreift. Auch wird der Kaffer in der Not seinen Häuptling ausliefern, ohne einen Finger für ihn zu rühren. Dass Einer für Alle geopfert wird, hält er für ganz in der Ordnung. Dass aber Alle für Einen einstehen wie die Hottentotten, dass liegt dem Kaffer fern. Nur in einem Punkte ist der Kaffer schnell von Begriff, nämlich wenn es sich um sein Vieh handelt. Wird ihm sein Vieh genommen, dann weicht seine langsame Entschlussfähigkeit, dann bekommt er Initiative, dann rafft er sich auf, dann kann er blind darauf losgehen.

Die Kriegführung der Kaffern gegen europäische Truppen ist ähnlich wie diejenige der Hottentotten. Bei der Aufklärung sind sie indess nicht so umsichtig, und ihre Sicherung auf dem Marsche und auf der Werft ist mangelhaft. Im Gefecht zerstreuen sie sich nicht so wie die Hottentotten, sondern kleben mehr aneinander, be-

sonders die mit dem Gewehr noch weniger vertrauten Kaffernstämme. Zu ihrer Körperkraft haben sie auch den Weissen gegenüber volles Vertrauen und scheuen den Kampf Mann gegen Mann mit dem Europäer nicht. Gegen Boeren und Engländer, gegen Schnellfeuer- und Hinterladungsgewehre und Schnellfeuerkanonen haben die Zulu- und Matabelekaffern Massenangriffe gemacht und tausende verloren, ohne abgeschreckt zu werden. Während der Krieg mit den Hottentotten ein fortgesetztes Rennen ist, kann es mit den Kaffern zu einem anständigen Kampfe kommen. Deswegen muss der Kaffer als Gegner geschätzt werden. Seine geringere Intelligenz lässt ihn aber schneller unterliegen wie den Hottentotten.

Hottentotten.

Der Hottentott ist ausserordentlich genügsam, abgehärtet und ausdauernd, ein guter Reiter und Schütze. Sein scharfes Auge, seine Geschicklichkeit beim Aufspüren des Feindes, im Verbergen seiner Spur, seine Findigkeit im Gelände, seine Gewandtheit in der Erkennung der Schwächen des Gegners, seine Verschlagenheit, List und Geistesgegenwart sind ganz erstaunlich. Trotzdem der Hottentott sich zum Kampfe mit der blanken Waffe dem Kaffern und Europäer nicht stellen wird, zeigt er im Schutze der Dunkelheit und im schwierigen Gelände eine grosse Kühnheit. Mehrfach haben sich im Witbooi-kriege einzelne Hottentotten durch die deutschen Posten bis an das Lager geschlichen und hineingefeuert. Schwerverwundete Hottentotten haben sich trotz ihrer Verwundung am Gefecht beteiligt.

Intelligenz und Mut sind dem Hottentotten in weit höherem Grade eigen als dem Kaffern. Unter den farbigen Truppen, die auf Seite der Kolonisten kämpften, hat sich kein Korps so hervorgethan und den Eingeborenen und Boeren so furchtbar gemacht, als das der Cap mounted Rifles, das zum grössten Teil aus Hottentotten und Bastards bestand. Der Hottentott sieht der Gefahr kühn ins Auge und zeigt manchmal eine Verachtung derselben, eine Verwegenheit und Geistesgegenwart, die ihn als Krieger auf eine sehr hohe Stufe stellen.

Beispiele von Mut, Verwegenheit und besonderer Geistesgegenwart werden zu hunderten an den Lagerfeuern in der bilderreichen Namasprache erzählt und bilden die Schule für den aufwachsenden kleinen Hottentotten, der hinter den Vätern nicht zurückbleiben will. Der Hottentott wird so durch Eigenschaften und Erziehung ein beachtenswerter Gegner und würde unbezwinglich sein, wenn er nicht zwei Eigenschaften besässe, die ihn dem Verderben in die Hand treiben. Dies sind sein bedenklicher Leichtsinn und seine Faulheit. Der Leichtsinn der Hottentotten hat eine Sorglosigkeit zur Folge, die ihnen in ihren Kriegen gegen die Boeren und auch im Witbooi kriege oft genug verhängnisvoll geworden ist. Jahrelang haben sie ein Stück Land nach dem anderen für nichts, für ein Stück Brot oder eine Flasche Schnaps an die Fremden verkauft und sich angesichts der eindringenden Europäer in kleinen Fehden geschwächt. Das letzte Stück Vieh giebt der Nama für eine Flasche Branntwein. Was hinterher kommt, ist ihm gleichgültig. Sorge für seine Nachkommen kennt nicht einmal ein so hochbegabter

Nama wie H. Witbooi, der meinem Bruder, Major A. v. F., gelegentlich seines Besuches im Mai 1891 sagte: „Wie meine Kinder auskommen, kümmert mich nicht; das ist ihre Sache“. Häufig sind die Hottentotten von den Boeren bei Spiel und Tanz überrascht worden und eingekreist gewesen, ehe sie die Gefahr bemerkten.

Der Nama ist eben ganz ein Kind des Augenblicks. Ich weiss nicht, was grösser ist, sein Leichtsinn oder seine Faulheit. Obgleich gut begabt für alle Handarbeit, wird der Hottentott doch nur Notgedrungen arbeiten. Er hungert lieber, als dass er arbeitet. Nur auf der Jagd und im Kriege erwacht sein Tätigkeitsdrang. Dabei ist er unermüdlich und durch nichts von der Verfolgung des einmal vorgetzten Zieles abzuhalten.

Als der Hottentott noch den Schakal trug und zu Heitzi Eibib betete, da war er mit Bogen und giftigen Pfeilen und Keule bewaffnet. Nach der Berührung mit den Kaffern kam der Speer dazu und später der Paviansbout, eine schwere Elefantenbüchse.

Wie schnell der Hottentott den Mechanismus des Gewehrs begreift und dessen Vorzüge, ist erstaunlich. Sein Verständnis hierfür geht schneller als das der meisten unserer Rekruten. Deswegen streben auch alle Hottentotten danach, gute Hinterlader zu besitzen, die in ihrer Hand furchtbare Waffen sind, besonders die Gewehre mit rauchloser Ladung.

Buschleute.

Am ähnlichsten sind den Hottentotten nicht nur äusserlich, sondern in ihrem kriegerischen Werte die

Buschleute. In manchen Hinsichten übertreffen sie sogar noch die Hottentotten, so in der Sinnesschärfe, der Genügsamkeit, der Ausdauer im Laufen, im Aufspüren des Feindes und in der Beharrlichkeit, mit der sie ein gestecktes Ziel verfolgen. So verlassen sich die Hottentotten gern auf ihre Buschmannssklaven, die sie mit Vorliebe als Spione und im Gefecht auf den gefährlichsten Stellen verwenden. Auch die Bastards halten grosse Stücke von ihnen.

Da die Buschleute ganz besitzlos sind und wegen des bei ihnen herrschenden Kommunismus auch gar nicht das Bestreben haben, etwas ihr Eigen zu nennen, sind nur wenige Buschleute im Besitz von Feuerwaffen. Die Bewaffnung besteht aus selbstgefertigten Bogen und vergifteten Rohrpfilen. Bei ihrer Geschicklichkeit im Gebrauch derselben sind sie sehr gefährlich.

An Grausamkeit übertreffen sie die Hottentotten. Den Hass der Kaffern, Hottentotten und Boeren haben sich die Buschleute nicht nur durch ihre Viehdiebstähle, sondern besonders dadurch zugezogen, dass sie das geraubte Vieh, wenn sie nicht alles verzehren können, abschlachten oder, wenn sie verfolgt werden, ihm die Sehnen an den Hinterbeinen durchschneiden. Deswegen duldet kein Eingeborener einen Buschmann in seinem Felde, er macht ihn dingfest oder tötet ihn.

Bastards und Boeren.

Die Bastards, Mischlinge von Hottentottenmüttern und Weissen haben sich alle ihre mütterlichen Eigenschaften bewahrt und unterscheiden sich von den Hottentotten nur durch ihr stattliches, dem Südeuropäer ähnliches Aeussere,

sodass ich über sie gar nichts zu sagen brauche. Ihre Kriegführung, ebenso wie die der Boeren, ist dieselbe wie die der Hottentotten. Doch ist der Boer durch seine Rasseeigenschaften, besonders durch seine Fertigkeit im Schiessen, jedem Eingeborenen erheblich überlegen und unter allen Gegnern in Südafrika der schätzenswerteste.

Kriegsgebräuche der Hottentotten.

Wie die Bewaffnung, so haben die Hottentotten auch manche Kriegsgebräuche von den Boeren angenommen, so dass sich ihre ursprünglich rohe Kriegführung gemildert hat. Weniger die Sucht, den Gegner von der Scholle zu vertreiben als den feinlichen Stamm zu vernichten und ihm sein Vieh und Eigentum abzunehmen, ist das Ziel ihrer Kriegführung. Die Grossen eines besiegten Stammes werden getötet, die geringeren Leute, Weiber und Kinder dem eigenen Stamm angegliedert. In den Kriegen gegen die mordlustigen Kaffern üben die Nama grausame Wiedervergeltung. Da töten auch sie Weiber und Kinder schonungslos. Gefangene werden in ihren Kämpfen nicht gemacht. In den Kriegen gegen Europäer wird jeder getötet, der die Waffe führt. Weisse Frauen und Kinder schonen sie stets.

Ergibt sich ein Stamm, so werden die geringen Leute, die Weiber und Kinder Sklaven und sind als solche ihrem neuen Herrn gegenüber rechtlos. Wenn die Sklaverei auch milde ist, so kommt doch den Sklaven gegenüber manchmal die angeborene Roheit und Grausamkeit zum Ausdruck.*)

*) Th. Hahn erzählt viele Beispiele hierfür.

Eine grosse Rolle vor und während jedes Krieges spielt die Spionage. Für die Hottentotten ist es bei der grossen Freizügigkeit nicht schwer, Spione zu haben. Immer sind einzelne Angehörige des Stammes, die im Gelände des zu befehrenden Feindes wohnen, dazu zu haben, oder es finden sich andere Hottentotten, Buschmänner etc., die Nachrichten übermitteln. Die miteinander in Krieg lebenden Stämme sind daher gewöhnlich gut über einander orientiert. Ueber Aufenthalt und Massnahmen der Weissen sind die Farbigen meist noch besser unterrichtet. Der Weisse hingegen bekommt viel schwerer gute Nachrichten. Häufig wird ihm absichtlich etwas vorgelegt. Es ist deswegen auch schwer, Wahres und Falsches auseinander zu halten, umsomehr, als Südafrika von einem Kolonialklatsch I. Ranges beherrscht wird. Daher muss der Truppenführer stets suchen, eine Anzahl Farbiger an seine Person und Truppe zu fesseln, muss sich die Verfeindung der Stämme und Rassen, die Blutrache der Familien zu Nutzen machen, um gute Nachrichten zu bekommen.

Vor jedem Kriege wird in Südafrika erst viel geschwätzt und geschrieben. Denn jeder scheut die furchtbaren Unbequemlichkeiten, die derselbe im Gefolge hat, und lebt deswegen lieber im Frieden. Der Krieg selbst wird aber mit oder ohne Absage, ohne oder mit besonderer Kriegserklärung begonnen.

Es würde Schwäche sein, sich deswegen Eingeborenen gegenüber anders zu verhalten. Kolonialtruppenführung muss immer suchen, die Initiative den Eingeborenen gegenüber in der Hand zu behalten. Man beginnt den Krieg, wann es einem passt.

Die Hottentotten bedienen sich in ihren Kriegen der Parlamentäre. Parlamentäre ebenso wie Ueberbringer von Briefen werden im allgemeinen für unantastbar gehalten. Vielfach benutzen die Hottentotten die Parlamentäre nur zu dem Zwecke, um sich Zeit zu verschaffen, die Aufmerksamkeit nach einer bestimmten Stelle hin und von sich abzulenken oder um zu spionieren.

Ueber alles, was den Krieg angeht, sind die Hottentotten sehr gut unterrichtet. Die wenigen Formen, die sie im Kriege beachten, sind so oft von ihnen in allen möglichen Variationen durchgesprochen und praktisch geübt worden, dass jeder genau weiss, wass er in jeder Lage zu thun hat.

Kriegführung — Aufklärung.

Um ihre Kriegführung zu beschreiben, beginne ich mit der Aufklärung. Der Hottentotte versteht dieselbe musterhaft. Ich habe schon ausgeführt, wie die grossen Entfernungen, die Menschenarmut es erschweren, die Gegner zu finden, wenn sie sich verbergen wollen, wozu tausende von Schlupfwinkeln zur Verfügung stehen.

Besonders in den wild zerklüfteten Randgebirgen kann man auf nächste Nähe an dem Gegner vorbeiziehen, ohne ihn zu bemerken.

Der Hottentott findet aber auch den verstecktesten Gegner. Er achtet auf jedes Zeichen, das die Anwesenheit des Gegners andeutet. Die Fussspuren bei Tage und die Feuer bei Nacht sind die Verräter in Südafrika.

Bei der Trockenheit, der geringen Zahl an Menschen und Tieren bewahrt der Boden jede Spur Monate und

Jahre auf. Der Hottentott ist Koryphäe in der Auffindung und der Diagnose jeder Spur. Wo das Auge des Europäers nichts entdeckt, erkennt der Hottentott an verschobenen Steinen, zur Seite gedrückten Halmen und Büschen genau, ob ein oder mehr Menschen gegangen sind. Er kann angeben, ob die Spur vom heutigen Tage, von gestern oder vorgestern, oder ob sie noch älter ist. Er weiss, ob die Leute schnell oder langsam gegangen, ob es Männer, Weiber, Kinder, ob es Buschleute Bastards, Kaffern, Soldaten oder Boeren gewesen sind. Dabei folgt er der Spur scheinbar ohne genau auf sie zu achten und übersieht nichts in seiner Umgebung. Eine Spur ist für ihn ein Buch.

Marsch- und Marschsicherung.

Aehnlich achtlos wie auf die Spur, scheinen die Hottentotten auf dem Marsche, wenn man nach ihrer Gliederung schliessen darf. Und doch ist es schwer, sie zu überraschen, da jeder Einzelne scharf aufpasst. Vorne weg gehen in ziemlicher Breite einige Buschleute und Bergdamara mit grossen Zwischenräumen, dann folgen in regellosem Durcheinander Reiter und Fussgänger gewöhnlich in Reihen, einer hinter dem andern, oder auch nebeneinander, wie es das Gelände erlaubt. Aber schon die Wahl des Weges sichert sie gegen Ueberraschung. Immer wird seitwärts der betretenen Strecken marschiert auf den Höhenlinien. So geht es Tag und Nacht mit kurzen Ruhepausen vorwärts, indem die Führer auf hohe Punkte eilen und von da fleissig Umschau halten. Dabei werden Ferngläser benutzt, deren Wert Witbooi und seine Unterführer

z. B. sehr zu schätzen wussten. Unglaublich grosse Strecken werden so in kurzer Zeit zurückgelegt. Witbooi hat Züge gegen die Herero mit 300 Reitern und 300 Fussgängern gemacht, bei denen in neun Tagen Strecken von 1100 km, in fünf Tagen 700 km zurückgelegt worden sind. Wird gehalten, liegt und schläft alles in Gefechtsstellung, jeder so, dass er gleich sein Gewehr gebrauchen kann. Besondere Vorposten sind nicht nötig, da jeder für sich aufpasst.

Auf dem Rückmarsch, wenn mit Beute marschiert wird, kommt zuerst das Vieh mit einigen Viehtreibern, dann die Leute zu Fuss mit den Verwundeten. Einige Kilometer dahinter folgt der gut bewaffnete Rest. Auch wenn der Feind nicht drängt, wird unaufhaltsam Tag und Nacht marschiert. Zwingt die Ermüdung des Viehs zu einem Halt, so werden rund um dasselbe Feuer angezündet, und zwischen je zwei Feuern schläft ein Hottentott. Die Sicherheit wird wie beim Vormarsch in der Schnelligkeit gesucht. Spione bleiben am Feinde. Eigentliche Vorposten, auf welche ich später komme, werden nur zum Schutze der Werft ausgestellt.

Gefechtsgliederung.

Zum Gefecht gliedern sich die Hottentotten in Abteilungen von 5 bis 20 Mann. Die Abteilungen nähern sich dem Feinde in dünner Schützenlinie — Schütze von Schütze 20 und mehr Schritt Zwischenraum — unter peinlichster Benutzung des Geländes, suchen diesen zu überflügeln und zu umfassen.

Die zurückgehaltenen Teile werden stets gegen die

Flanken des Feindes verwandt. Diese Gliederung wird mit der grössten Geschwindigkeit eingenommen. Von den zurückgehaltenen Abteilungen wird die Bewegung zu Pferde in vollster Gangart ausgeführt. Charakteristisch für die Gliederung sind die mit wenigen Leuten eingenommenen kolossalen Fronten. Das hat den grossen Vorteil der Verminderung der Verluste, erleichtert die Feuerabgabe, besonders einem Gegner gegenüber, der alles zusammenhält oder so schwach ist, dass er sich einkreisen lässt, und erleichtert ihnen das Ausweichen und Zurückgehen. Im allgemeinen betrachten sie die europäische Truppe als ein wildes, sehr gefährliches Tier, gegen das man sehr sichere Posten auf dem Anstand einnehmen und an welches man sich sehr vorsichtig von verschiedenen Seiten heranpürschen muss, damit dasselbe nicht weiss, woher es beschossen wird, und gegen wen es sich wenden muss. Mit blosser Kraft, sagt sich der Hottentott, ist gegen dasselbe nichts auszurichten, wohl aber mit List und Schlaueit.

Die Fechtart der Hottentotten will ich des Näheren beim Angriff, bei der Verfolgung, Verteidigung und bei dem Rückzuge betrachten.

Angriff.

Jeder Angriff ist für die Hottentotten eine Art Kesselreiben. Dabei ist es ihnen gleichgültig, wie viele sie sind. Wenn ihrer auch nur drei sind, werden sie doch versuchen, von drei Seiten zu kommen. 15 oder 20 Hottentotten werden sich nicht scheuen, eine gleich starke oder auch stärkere europäische Truppe in dieser Weise anzugreifen, so dass Truppen, die ihre Kampfweise nicht kennen, immer

glauben werden, mit einem sehr überlegenen Gegner im Gefecht zu sein. Gleichgültig für ihr Verhalten ist es, ob sich ihr Angriff aus einer Begegnung mit einem vormarschierenden Feinde entwickelt oder gegen einen schon in Stellung befindlichen Feind richtet. Ihr Bestreben, zu umfassen, wird stets dasselbe sein.

Immer wird aber ihr Angriff nur mit Feuer geführt und das Einkreisen mit einer grossen Geschwindigkeit vorgenommen werden, so dass jeder ihrer Angriffe den Charakter eines Ueberfalles trägt. Sehr bald nach den ersten Schüssen wird das Feuer von mehreren Seiten auf den Gegner gerichtet sein. Wehe dem Feind, der sich durch sie die Initiative nehmen, der nicht bald zurückgehaltene Abteilungen in Flanke und Rücken des Feindes wirken lässt. Er wird bald vollständig umzingelt und dann erbarmungslos niedergeschossen werden. Ein sofortiges schneidiges Attackieren wird oft Erfolg haben, wird ebenso oft zu Luftstössen führen, kann aber leicht versagen, wenn die Hottentotten viel Munition haben, und hat immer starke Verluste zur Folge.

Ueberfall.

Befindet sich der Gegner im Zustande der Ruhe, im Lager oder in einer Ortschaft, so wird der Angriff der Hottentotten zu einem reinen Ueberfall. Dann wird die Einkreisung sorgfältigst vorgenommen und gleichzeitig von allen Seiten das Feuer eröffnet. Wenn die Hottentotten dem Feinde Vieh abzunehmen beabsichtigen oder seine Aufmerksamkeit nach einer bestimmten Richtung lenken wollen, dann nur greifen sie von einer Seite an. Dasselbe

beachten sie auch bei Angriffen in der Dunkelheit, um ein gegenseitiges Anschossen zu vermeiden. Sie werden in diesem Falle auch die Seite wählen, von der sie in der Lage sind, ein Längsfeuer durch das Lager abzugeben.

Die Zeit zum Ueberfall verlegen die Hottentotten gern in die ersten Nachtstunden, damit sie Zeit haben, das Vieh wegzutreiben, oder wenn sich der Ueberfall gegen eine marschierende Truppe richtet, in die Zeit bald nach dem Ausspannen der Ochsen um Mittag oder Abend, wenn diese auf die Weide getrieben sind und alles mit Abkochen beschäftigt ist.

Verfolgung.

Zieht der Gegner sich zurück und bewahrt er seine Haltung nicht, so werden sie immer aufs Neue in derselben Weise angreifen, ihn fortwährend auf der Seite begleiten und versuchen, ihm den Weg abzuschneiden und sich vorzulegen. In der Voraussicht der möglichen Rückzugsrichtung des Feindes, der durch ihren Orientierungssinn und ihre Landeskenntnis hervorragend ausgebildeten Findigkeit, schnell einen kürzeren Weg zu finden, um sich dem Gegner vorzulegen, sind sie ausserordentlich geschickt. Bei der Ausführung der Verfolgung kommt ihnen wieder ihre Geschwindigkeit und Uermüdlichkeit im Marschieren Tag und Nacht zu gute, wodurch sie einer europäischen Truppe gegenüber immer im Vorteil sein werden.

Ob die Hottentotten sich nun zum Angriff oder zur Verteidigung entschliessen, das machen sie von ihrem Gegner, vom Gefechtszweck, von der Lage ihrer Werft und vom Gelände abhängig. In der Mehrzahl der Fälle werden sie sich nach dem Gelände richten.

Ist der Gegner vorsichtig, giebt er sich keine Blöße, so werden sie suchen, ihn in ungangbares Gelände zu locken, und ihn dort an geeigneter Stelle überfallen. Sind so die Hottentotten im Bewegungskriege und im freien Felde geschickte Angreifer, so sind sie nicht minder geschickt in der Verteidigung.

Verteidigung.

Eine passive Verteidigung, die sich an eine bestimmte Stelle bindet, lieben sie nicht.

Nur gezwungen zur Verteidigung ihrer Werft oder abgeschnitten und vom Gegner umringt, behaupten sie sich mit störrischem Mut bis auf den letzten Mann.

Einige Orte, die von grösseren Stämmen bewohnt werden, sind von den Hottentotten mit niedrigen, dem Gelände sich anpassenden schärtierten Mauern umzogen worden. So z. B. hatte Jonker Afrikaner Gross-Windhoek mit einer einige Kilometer langen Mauer umzogen. Ebenso war Hoornkrans auf zwei Seiten von einer etwa 800 m langen Mauer umgeben. Auf kleineren Plätzen, die weniger Männer zur Verteidigung haben, werden aber nur ausserhalb wie innerhalb der meist sehr weitläufigen Plätze einige kleine Schanzen errichtet. Dieselben werden weniger so angelegt, dass sie das Vorgelände beherrschen, als dass sie die Werft, die Wasserstelle und die dominierenden Stellen des Vorgeländes unter Feuer nehmen können. Auch bei ihrer Anlage zeigt sich das Bestreben, die Schanze dem Auge des Gegners zu entziehen. Deswegen liegen sie nie oben auf den Kuppen, sondern etwa 100 m rückwärts derselben und an solchen Punkten

wie z. B. Schluchtenden und Gabelungen, die gestatten, einen gedeckt vorgehenden Feind unter überraschendes Feuer zu nehmen, und ermöglichen, dass man sich aus ihnen gegen Sicht und Schuss gedeckt sicher zurückziehen kann. Nachdem sie die Wirkung der Geschütze und Gewehre M/88 kennen gelernt haben, legen sie Schanzen auch wohl an hervorstehenden Punkten an, um das Feuer dorthin zu lenken, während sie sich an ganz anderer, der Wirkung entzogenen Stelle ihre zur Verteidigung bestimmten Befestigungen anlegen oder in Stellung gelien. Diese sogenannten Schanzen sind für etwa 3 bis 8 Mann berechnet, kreisförmig angelegt mit einem Durchmesser von 4 bis 10 Schritt und bestehen aus weiter nichts wie einem lose aufgetürmten Steinwall von Hüfthöhe.

Die Werft, die die Hottentotten zwingt, manchmal nachhaltiger Stand zu halten, ist keineswegs eine unbewegliche an einen Standort gebundene Masse, aber sie ist doch schwerfällig, braucht Zeit, um sich in Bewegung zu setzen, und ist langsam auf dem Marsche; denn Weiber, mit Hausrat beladen, und Kinder, begleitet von Viehherden, können sich nicht schnell bewegen. Die Werft braucht gute Wasserplätze und gute Felder für Feldkost. Da die Werft in Kriegszeiten aber auch ganz versteckt und so liegen muss, dass man leicht einen gedeckten Rückzug findet, so eignen sich hierzu hauptsächlich Plätze am Rande der Wüste und im Randgebirge. Wo aber die Werfte zu vermuten sind, ahnen die Eingeborenen wohl, einer sich neu etablierenden Kolonialmacht werden sie erst im Laufe der Zeit in der Praxis oder durch genaue

Aufnahmen bekannt werden. Manchmal liegt die Werft auf unzugänglichen Tafelbergen oder hinter den Querriegeln von Schluchten, deren Hänge nicht ersteigbar sind. In der Werft selbst liegen am nächsten dem Feinde die Sklaven, Diener und das niedere Volk, an der sichersten Stelle der Häuptling mit den grossen Leuten. Wird die Werft so bedroht, dass die Gefahr nahe liegt, dass der Feind sie wegnimmt, so wird sie an eine andere Stelle gelegt. Einen häufigen Wechsel suchen die Hottentotten aber zu vermeiden, wegen der damit verbundenen Anstrengungen und der Wehrlosigkeit der Werft im Bewegungskriege. Ihr Leichtsinn und ihre Faulheit lässt sie manchmal den Moment für den Wechsel der Lagerstelle verpassen, so z. B. im Januar 1894 bei Dorisib. Zur Sicherung der Werfte halten sie ständig am Feinde weit vorgeschobene Spione und Vorposten, die nach allen Seiten sichern. Die Vorposten bestehen immer nur aus einer Linie von einzelnen Leuten, seltener von stärkeren Posten, die sich an den Stellen befinden, die bei feindlichem Angriff gehalten werden sollen. Eine Ablösung der Posten findet nur von Tag zu Tag, häufig erst nach mehreren Tagen statt.

Zum Schutze der Werft sind sie ebenso erfinderisch wie der beste Kommandant in der Verteidigung des Vorgeländes und in der Wahl von Stellungen. Zur Verteidigung des Vorgeländes verwischt der Werftkapitän alle Spuren, die nach der Werft führen, verbirgt er die Wasserstellen, geht er dem Feind entgegen, legt ihm einen Hinterhalt nach dem andern und versucht seine Verbindungslinien zu beunruhigen. Durch die Wahl

seiner Stellungen im Vorgelände, die Wahl seines Rückzuges wird er immer bestrebt sein die Richtung zu verbergen, in der die Werft liegt oder in der dieselbe abzieht. Die Anlage von Hinterhalten, die Wahl geeigneter Stellungen und Aufnahmepositionen ist eine seiner Hauptstärken. Nie wird der Hottentott eine Stellung oben auf einer besonders hervortretenden Kuppe nehmen, sondern immer seitwärts von den höchsten Stellen. Er hat immer das Streben, den Gegner über seine Stellung in Ungewissheit zu erhalten und sich in der Stellung so zu decken, dass er nicht zu sehen ist. In gleichförmigen Gras- oder Buschfeldern wird er sich an die am wenigsten auffallenden Stellen legen, die mit seiner Kleidung in der Farbe übereinstimmen oder unter Büschen, im Schatten oder vor dunklem Hintergrunde. Seine kleine Figur, seine gelbbraune Haut unterstützen ihn beim Verbergen sehr. Einzelne stehende Bäume, einzeln im Gelände befindliche Felsblöcke wird er nicht gern benutzen, weil er glauben wird, dass der Gegner ihn dahinter vermutet. Liegt er hinter einer Steinmauer, so macht er sich unten eine Scharte — wie z. B. in Hoornkrans — und legt oben auf die Mauer, aber seitwärts von seinem Stand, seinen Hut. Seine Kopfbedeckung verwendet er überhaupt in der erfinderischsten Weise, um den Feind über den Platz, auf dem er liegt, zu täuschen. Kommt der Gegner heran, so wird der Hottentott immer versuchen die vorgetriebenen Spitzen des Gegners durch seine Stellung hindurch zu lassen, dieselben aus allernächster Nähe abzuschossen und die Hauptabteilung des Feindes so lange beschossen, als ihm deren Feuer nicht zu mächtig

wird. Ist letzteres nicht der Fall, so geht er gleich mit zurückgehaltenen Abteilungen zum Angriff über. Scheint aber der Gegner zu stark, wird sein Feuer empfindlich oder hat der Hottentott hinter sich ein Gelände, in dem er längere Zeit braucht, um verschwinden zu können, so wird die Stellung geräumt.

Rückzug.

Ebensowenig wie auf dauerndes Festhalten der Werft legt der Hottentott auf die Behauptung einer Stellung besonderen Wert. Die Stellung hat nach seiner Ansicht ihren Zweck erfüllt, wenn es ihm gelungen ist, aus derselben heraus einige Gegner niederzustrecken. Das Räumen einer Stellung machen die Hottentotten unter Aufbietung der äussersten List und Gewandtheit so geschickt, dass es meist erst nach einiger Zeit bemerkt wird. In ebenem und offenem Gelände stecken sie das Gras an, um unter dem Schutz der Rauchwolken verschwinden zu können, oder sie machen von einer seitwärts gelegenen Stelle aus einen Angriff, um die Aufmerksamkeit ⁿauf diese Stelle zu lenken, oder nehmen seitwärts eine neue Feuerstellung und räumen die Stellung, während die Aufmerksamkeit sich dorthin richtet. Es ist auch vorgekommen, dass sie ihren Ochsen Feuerbrände an die Schwänze gebunden und diese auf den Feind zugetrieben haben, um die herrschende Verwirrung zum Entkommen zu benutzen. Sowie sie die Stellung geräumt haben, laufen sie nach allen Richtungen auseinander und benutzen jede Falte des Terrains, Büsche, Bäume, Felsen, um gedeckt zu verschwinden. Die Reiter werfen sich auf

die Pferde und verfahren ebenso. Damit keine Spur bleibt, laufen sie möglichst auf steinigem Boden zurück. Manche, die schlecht zurückkönnen, verstecken sich wohl auch in der Stellung und legen dem etwaigen Verfolger, der sie auffindet, einen Hinterhalt. Der allgemeine, allen vorher bekannte Sammelplatz liegt stunden- und tageweit vom Gefechtsfelde entfernt. Meist befindet sich der Sammelplatz aber nicht in grader Richtung rückwärts, sondern seitwärts, häufig sogar im Rücken des Gegners. So z. B. ging der Rückzug bei Naos am 10. Juli 1893 erst gradeaus etwa 2000 m zurück, und dann wurde der Rückzug in weitem Bogen in den Rücken der Truppe verlegt. Kommt man in eine von Hottentotten geräumte Stellung, so sind dieselben in der Mehrzahl der Fälle verschwunden. Günstigsten Falles sieht man in der Ferne einzelne zurücklaufende Leute oder Reiter und dann ist sehr bald die Fühlung mit ihnen verloren. Flucht ist für ihn keineswegs eine Schande, rechtzeitiges Ausreissen für ihn vielmehr ein Zeichen ganz besonderer Schlaueit. Diese geringe Standhaftigkeit hat zur Folge, dass in den Kriegen gegen Hottentotten weit mehr gelaufen als gefochten wird. Es ist daher viel günstiger, wenn es gelingt die Hottentotten festzuhalten, als sie aus einer Stellung zu verjagen. Deswegen ist es vorteilhaft, das Bestreben zu haben, sie einzuschliessen und ihnen für jeden Mann, der verloren geht, einige Leute wegzuschliessen. Dies ist sehr wichtig, denn nach Ansicht der Hottentotten ist nicht derjenige Sieger, der das Schlachtfeld behauptet, sondern derjenige, der die geringsten Verluste gehabt hat.

III. Beachtenswertes für die Kriegführung.

Ich habe mich bemüht, bei der Beurteilung der Kampfkraft der Eingeborenen nicht zu übertreiben, aber auch nicht zu unterschätzen. Die Rasseigenschaften der Eingeborenen, im besonderen ihre grosse Genügsamkeit, die die leichteste Ausrüstung und den Fortfall jeder schwerfälligen Bagage gestattet, begründen im allgemeinen ihre Leistungsfähigkeit. Die grössere Körperkraft, die höhere Intelligenz, das besser entwickelte Pflichtgefühl sind die Ueberlegenheit unserer Rasse. Alle die kriegerischen Instinkte, die durch unser Kulturleben, durch den täglichen Kampf um das liebe Brot, durch die harte Berufsarbeit niedergehalten werden, schlummern in unserer Rasse und brauchen nur geweckt zu werden.

Anforderungen an den Soldaten.

Unser europäischer Soldat wird hauptsächlich für die grosse Schlacht ausgebildet und daran gewöhnt, in der Masse und durch die Masse zu wirken. Die zu Hause erstrebte Selbständigkeit wird infolgedessen im Anfang nicht nach Wunsch vorhanden sein. Erst nach einiger Kriegserfahrung wird der intelligenter Teil der Mannschaft diese für die Kriegführung in Südafrika unerlässliche Selbständigkeit sich angeeignet haben. Der infante-

ristisch vorgebildete Soldat verdient in Südafrika vor dem Kavalleristen den Vorzug. Auf rein kavalleristische Eigenschaften, auf gutes Reiten, Fechten zu Pferde, Pferdepflege und die bei uns übliche Aufklärung kommt es in Südafrika im Kriege nicht an. Das Pferd ist nur ein Transportmittel und keine Waffe wie bei uns. Zum Gefecht muss alles sofort von den Pferden herunter und die Aufklärung wird, wenn man Fühlung mit dem Gegner hat, meist auch besser zu Fuss besorgt, besonders im Bergland. Dagegen muss der Mann andauernd marschieren und im schwierigsten Gebirgsgelände steigen und klettern können. Er muss ein guter Schütze sein und in der infanteristischen Geländebenutzung zur Vermehrung der Gewehrwirkung, in infanteristischer Sicherung und Aufklärung gewandt und geübt sein. Deswegen ist der Infanterist brauchbarer in Südafrika als alle anderen Waffengattungen.

Bekleidung.

Die Bekleidung muss dauerhaft, leicht und einfach im Gebrauch auch bei der allergrössten Inanspruchnahme sein und die Farbe des Anzuges mit der Färbung der Gegend übereinstimmen. Als Fussbekleidung ist der kurzschäftige Stiefel der beste. Mütze mit horizontal stehendem Schirm ist dem breitkrämpigen Hut vorzuziehen. Patronengürtel, 1½ Liter fassender Wassersack, Gewehrschuh sind weiter zweckmässige Ausrüstungsstücke.

Je einfacher die Bekleidung und Ausrüstung ist, je weniger Stücke Mann und Pferd mitzuschleppen haben, desto besser ist es.

Bewaffung.

Die Bewaffung, die Unerschöpflichkeit des Patronenvorrats, bildet dem Eingeborenen gegenüber eine weitere Ueberlegenheit einer in Südafrika stehenden europäischen Truppe und das weittragende Gewehr neuesten Systems, geladen mit dem rauchlosen Pulver, ist für die südafrikanische Kriegführung, wo wenige Schützen Punkte mit grossen Zwischenräumen besetzen, von dem grössten Nutzen.

Beförderungsmittel.

Eine südafrikanische Truppe darf weder von Pferden noch sonstigen Reittieren abhängig sein. Sie wird, je nach dem vorliegenden Zwecke, in einem Falle auf Pferden, in einem anderen auf Ochsen oder sonstigen Reittieren, wieder in einem anderen auf Wagen befördert werden, in den meisten Fällen aber zu Fuss marschieren. Zur Begründung meines Standpunktes führe ich folgendes an:

Die Verwendbarkeit des südafrikanischen Pferdes für eine Truppe ist keineswegs in dem Umfange gängig, wie man in der Heimat und vielfach in Südafrika angenommen hat, und wie es für eine Kavallerietruppe erforderlich ist. In den Monaten Januar bis Mai herrschen unter den Pferden Jahr für Jahr zwei Krankheiten, denen die Hälfte und mehr Pferde erliegen. Aber auch in der besseren Jahreszeit haben die Pferde wie alle Transportiere in Südafrika nach jeder grösseren Anstrengung, nach jeder Tour eine längere Erholungspause nötig. Die Tiere kommen nämlich, da sie sich meist nach jedem Marsche ihr Futter selbst suchen müssen, bei der Aus-

führung von Raids oder Distanzritten gar nicht zur Ruhe, fallen infolgedessen ganz erstaunlich schnell ab und werden kraftlos. In einigen Gegenden und zwar gerade in denjenigen, in welche sich verfolgte Eingeborene gern zurückziehen, sind Pferde überhaupt nicht zu gebrauchen. Sie werden dann, wenn sie der Truppe nachgeführt werden müssen, zu einem überflüssigen Ballast. Was nutzt aber eine Kavallerietruppe, die nicht verwendungsfähig am Ziel ankommt oder nur mit Pausen und nicht überall brauchbar ist. Für die Verwendungsfähigkeit einer europäischen Kavallerietruppe muss noch ganz besonders in Betracht gezogen werden, dass dieselbe ohne Verpflegung für die Mannschaften nicht operieren kann. Schlachtvieh kann schnellen Ritten nicht folgen. Es muss also alles auf dem Pferde mitgenommen werden. Der Reiter braucht täglich 1 Pfd. Fleisch, 1 Pfd. andere Verpflegungsartikel. Das sind für 14 Tage 28 Pfd.; bei grösserer Genügsamkeit halten die 28 Pfd. auch für länger. Mantel oder Decke, der gefüllte Wassersack, Sattel und Kandare wiegen zusammen ebenfalls 28 Pfd., der Reiter mit Bewaffnung 150 Pfd. wenig gerechnet. Für weitergehende Kavallerieunternehmungen würde jeder Reiter ein Packpferd brauchen, dem man nicht mehr als 60 Pfd. aufladen kann. Mehr als ein Packpferd kann ein Reiter nicht gut führen. Dadurch begrenzt sich im allgemeinen die Dauer des Rittes einer Kavallerieabteilung auf etwa 14 Tage. Will man die Kavallerieabteilung länger im Felde lassen und auf die Schnelligkeit derselben nicht verzichten, so sind in der Marschrichtung unterwegs Magazine erforderlich. Wer kann aber die nötige Marsch-

richtung vorher angeben einem Feinde gegenüber, der keine festen Wohnplätze hat? Verzichtet man auf die Schnelligkeit und lässt die Kavallerieabteilung durch Verpflegungswagen begleiten, so ist dies gerade so gut, als ob man eine Infanterieabteilung mit Wagen marschieren lässt, denn das Vorwärtskommen ist dann natürlich von den Wagen abhängig. Ist aber Infanterie und Kavallerie gleich schnell, so giebt die grosse Kostspieligkeit der Kavallerietruppe gewiss zu dem ernstesten Bedenken Anlass, ob es sich lohnt, eine Truppe in Südafrika überhaupt beritten zu machen. Eine ausschliessliche Verwendung von Kavallerieabteilungen halte ich deswegen in Südafrika für sehr unpraktisch.

Damit will ich nun keineswegs sagen, dass die südafrikanische Truppe ohne Pferde auskommen kann. Für viele Zwecke sind dieselben gar nicht zu entbehren, z. B. zum Aufklärungs-, Sicherheits- und Meldedienst. Zur schnellen Erreichung eines Geländeabschnittes, um dem Gegner zuvorzukommen, ihn zu überraschen oder eine Wasserstelle zu besetzen. Nach der Berührung mit dem Gegner zur schnellen Ausführung von Umgehungen, zum schnellen Erreichen wichtiger Punkte. Bei der Verfolgung zum Verlegen auf der Rückzugslinie. Bei besonders grossen Durststrecken oder wenn es sich darum handelt frisch an den [Feind] heranzukommen. Unter Umständen wird man auch einen Raid mit einer ganzen Abteilung machen und dieselbe sogar manchmal ebenso wie die Patrouillen mit zwei Pferden pro Mann ausstatten müssen.

Ebenso wie bei den Boeren und Hottentotten müssen für $\frac{1}{3}$ der im Felde oder auf einer Station befindlichen

südafrikanischen Truppe Pferde oder gleichwertige andere Reittiere vorhanden sein. Desgleichen muss eine grosse Zahl Wagen und Ochsengespanne — das Gespann zu 20 Ochsen — verfügbar sein. Wagen sind nicht bloss zur Begleitung der Truppe, sondern auch zur Füllung der Magazine erforderlich. Eine 100 Mann starke Feldtruppe hat für einen Zug von 100tägiger Dauer 5 Verpflegungswagen, 2 Gepäckwagen, 1 Munitionswagen und 1 Wasserwagen nötig. Das 5000 Soldaten und Boeren starke englische Expeditionskorps im Zulukriege 1879 führte 645 Wagen und 111 Karren bei der Truppe, ungerechnet die, welche zur Füllung der Magazine von der Küste bezw. der Kolonie nachgeschoben wurden.*) Die enormen Kosten, die der Zulukrieg verursachte, \$ 5 230 323, entfallen zu $\frac{3}{4}$ auf den Transport.

Von dem hohen Wert der Eisenbahnen für den Nachschub brauche ich angesichts dieser Verhältnisse gar nicht zu reden.

Nachfolgend führe ich die Massnahmen an, die teils von unserer Kriegs- und Gefechtsführung abweichen, teils besonders beobachtet werden müssen.

*) Zulukrieg 1879. Erste Ausrüstung:

- Kolonne Pearson: 1500 englische Infanterie, 300 berittene Infanterie, 2000 Eingeborene, 384 Wagen, 24 Karren, 3128 Ochsen, 9 Geschütze, 116 Pferde, 12 Maultiere.
- Kolonne Glyn: 1732 englische Soldaten, 220 Wagen, 1507 Ochsen, 2500 Eingeborene, 82 Karren, 49 Pferde, 67 Maultiere.
- Kolonne Wood: 1500 Engländer, 41 Wagen, 260 Ochsen, 200 Boeren, 5 Karren, 20 Pferde, 113 Maultiere, 800 Eingeborene.

Nachrichtenwesen. *)

Die Schwierigkeit, den eingeborenen Gegner zu finden, erheischt ein gut ausgebildetes Nachrichtenwesen in Frieden und Krieg. Im Frieden schon ist es gut, Stationen, europäische oder eingeborene Agenten bei allen eingeborenen Herrschern zu haben. Frachtfahrer, Händler, Jäger, welche viel herumkommen, müssen gehört und alle Nachrichten sorgfältig gesammelt werden. Telegraph und Zeitungen müssen die besten Dienste leisten. Während des Krieges müssen Händler und Eingeborene gewonnen werden, die unter irgend einem Vorwande zu dem feindlichen Stamme gehen, z. B. als Boten, als Ueberläufer, weil mit Strafe bedroht u. s. f. Die so erhaltenen Nachrichten müssen im Kriege durch eine weitgehende Aufklärung ergänzt werden.

Aufklärung.

Bis zu 20 Mann starke Patrouillen von Eingeborenen und weissen Soldaten haben die Lage der feindlichen Werfte, der Lager und der Bewegungsrichtung der Gegner zu erspähen.

Die Patrouillen bleiben mehrere Tage unterwegs. Ihre Marschzeit verlegen sie möglichst auf den Tag. Sie marschieren bei kürzeren Strecken und in der trocknen Zeit nur am Tage. Auf langen Durststrecken und in der warmen Zeit wird die Nacht zu Hülfe genommen. Die Anordnung des Marsches wird nach der Länge der Strecke, der Schwierigkeit des Geländes, der Jahreszeit, der eigenen Frische, für jeden einzelnen Fall besonders über-

*) Vgl. S. 19.

legt sein müssen. Ohne ein Schema damit geben zu wollen, denn dasselbe könnte leicht versagen, könnte beispielsweise folgendermassen marschiert werden:

bei 25 km Entfernung vormittags 5—9 Uhr, nachmittags 4—6 Uhr;

bei 50 km vormittags 25 km, von 4 Uhr an, nachmittags 25 km, von 4 Uhr abends an;

bei 75 km vormittags 25 km, von 4 Uhr an, nachmittags 50 km von 4 Uhr an;

bei 100 km und darüber vormittags Ruhe, nachmittags 4 Uhr Abmarsch.

Nach je 2 Stunden Marsch wird eine Pause von $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Stunde gemacht. Eine Stunde nach Sonnenuntergang und während des Sonnenaufganges thut man gut, Pausen von $\frac{1}{2}$ bis einer Stunde einzuschieben. In den Pausen wird abgesattelt, da die Pferde, welche in den Pausen weiden, anderenfalls leicht gedrückt, durch das Absatteln aber geschont werden. Die Reiter führen die abgesattelten Pferde in der Nähe des Feindes an der Hand.

Durch Absitzen, Aufsitzen, Ab- und Aufsatteln darf kein Aufenthalt entstehen. Dasselbe muss mit der grössten Geschwindigkeit erfolgen. Sonst wird unaufhörlich marschiert. Vorwiegend wird in kurzem Trabe ohne Schrittpausen geritten, bei grösseren Strecken in schärferem Trabe und im Galopp. In tiefem Sand und an schwierigen Stellen im Gebirge steigen die Reiter ab und treiben die Pferde.

Die Patrouille marschiert nie geschlossen, sondern in zwei oder drei kleineren Abteilungen mit Abständen von Standvisierentfernung. Die Abteilungen marschieren eben-

falls nie geschlossen, sondern die einzelnen Reiter hintereinander oder mit grossen Zwischenräumen nebeneinander. Die Patrouille reitet seitwärts der Spurwege, auf den Höhenlinien so, dass möglichst keine Spur von ihr hinterbleibt, von einem Beobachtungsort zum anderen. Sie bewegt sich quer über die möglichen Bewegungslinien des Feindes hinweg, sucht also dessen Spuren zu schneiden. Einige Leute achten dabei mehr auf die Spuren am Boden, andere mehr auf die Gegend. Bei Nacht hält sie Umschau von hochgelegenen Punkten aus nach Lagerfeuern. Sie versucht, Eingeborene, die in der Gegend wohnen, zu fangen und führt diese dem Führer zu.

Als Orte zum Rasten wird die Patrouille zwei Punkte wählen, die immer abseits vom Wege und günstig zur Verteidigung liegen müssen. Wird etwas Verdächtiges beobachtet, so wird vorsichtig mit eventueller wechselseitiger Unterstützung durch Feuer dagegen vorgegangen. Meist wird es am besten sein, abzusetzen, eine Abteilung in der Front halten zu lassen, während eine andere Abteilung versucht, von der Seite hinter die verdächtige Stelle zu sehen. Ist der Feind gefunden, so bleibt die Patrouille bei der zunächst am Feinde gelegenen Wasserstelle, erwartet dort die Truppe, beobachtet weiter und verschanzt sich an zwei oder drei Punkten, von wo aus die Wasserstelle unter Feuer gehalten werden kann und gegenseitige Unterstützung möglich ist. Ihre Meldungen schickt sie stets schriftlich. Die Meldereiter oder Boten zu Fuss marschieren Tag und Nacht mit kurzen Pausen, bis sie ihren Auftrag erfüllt haben, in flotter, nur in den heissen Stunden gemässigter Gangart.

Sicherung.

Die Aufklärung entbindet nie von der Sicherung auf dem Marsche und in der Ruhe. Durch die Wahl des Weges, bei Tage seitwärts der Spurwege, durch die Schnelligkeit und durch die Grösse der Märsche muss in erster Linie für die Sicherung auf dem Marsche gesorgt werden. Rückmärsche giebt es Eingeborenen gegenüber nicht in Südafrika. Jeder Marsch ist ein Vormarsch. Deswegen ist die Sicherung hauptsächlich in der Marschrichtung in grosser Breite bis auf Gewehrschussentfernung und ausserdem nach allen Seiten nötig.

Vom Haupttrupp wird eine Spitze so weit vorgeschoben, dass derselbe nicht auf nahe Entfernungen beschossen werden kann. Andererseits darf die Spitze nicht zu weit vor sein, da die Gefechte schnell verlaufen und deswegen die Unterstützung leicht ausbleiben könnte. Ausserdem ist vielleicht die Unterstützung des Haupttrupps durch die Spitze erforderlich, wenn der Gegner von der Seite angreift. Der Haupttrupp ist aber immer sehr in die Länge gezogen durch die Wagen, deren jeder auf dem Marsch eine Länge von 55 m etwa hat, und die nur mit Abständen marschieren können. Auch aus diesem Grunde darf die Spitze nicht zu weit vor sein. Die Spitze wird ähnlich zusammengesetzt und verhält sich ähnlich wie die aufklärende Patrouille S. 38. Eingeborene Fussgänger und wennmöglich Hunde müssen ihr stets beigegeben werden.

Die seit- und rückwärtige Aufklärung braucht keine ständige zu sein. Sie hat vom Haupttrupp aus durch Patrouillen von einigen Reitern oder Fussgängern zu erfolgen.

Der Platz des Führers ist auf dem Marsche am besten vorn, mit Rücksicht auf den schnellen Verlauf der Gefechte, die Notwendigkeit, sich schnell orientieren und Gefechts-Entschlüsse fassen zu müssen und schneller Plätze für Rast und Lager wählen zu können. Sehr wesentlich ist es, dass alle Führer innerhalb der Sicherungssphäre während des Marsches von Aussichtspunkten aus beobachten.

Vom Haupttrupp aus hat diese Beobachtung besonders nach den Flanken und nach rückwärts zu erfolgen. Ist das Gelände sehr schwierig, wie z. B. in engen Schluchten mit unebener Sohle, auf zersägten, gespaltenen Kämmen oder in dichtem Busch, und ist jeden Augenblick ein Hinterhalt zu erwarten, so müssen Vor- und Haupttrupp sowie die Wagenkolonne in kleineren Abteilungen mit solchen Abständen marschieren, dass die vorhergehende Abteilung innerhalb der Standvisierentfernung von der Seite her unterstützt werden kann. — Wird irgendwo eine Besetzung vermutet, so werden Patrouillen gegen die hervorstreichendsten Punkte vorgeschickt. Den Patrouillen folgt auf Standvisierentfernung eine breite, sehr dünne Schützenlinie. Dadurch wird das Vorgehen der Patrouillen gesichert. Erreichen die Patrouillen einen wichtigen Punkt, von dem aus sie beobachten können, oder einen Punkt in der vermuteten feindlichen Stellung, so müssen sie ihren Standort nach der folgenden Schützenlinie hin, durch ein vorher verabredetes Zeichen kenntlich machen, ohne dass von dem Feinde dasselbe beobachtet werden kann. Ich benutzte für diesen Zweck kleine Flaggen. Anderenfalls können sie leicht von eignen Schützen Rückenfeuer bekommen. Kam es zum Gefecht, so richtete sich das

feindliche Feuer auf die Schützenlinie. Dadurch hatten die nahe am Feinde befindlichen Leute der Patrouille Gelegenheit, aus nächster Nähe, selbst gut gedeckt und nicht beschossen, sichere Schüsse abzugeben.

Bei Nachtmärschen sind seitliche Sicherungen überflüssig. Vortrupp und rückwärtige Sicherungen bleiben nahe heran.

Sicherung des Rast- oder Lagerplatzes.

Rast und Lagerplätze legt man in die Nähe der Wasserstelle. Hat der Führer einen passenden Platz bestimmt, so schickt er Patrouillen nach den nicht einzusehenden Geländestellen, bestimmt die Gefechtsstellungen, die bei einem Angriff einzunehmen sind, bestimmt die Plätze, wo die Wagen aufzufahren haben und das Vieh zu weiden hat, und schiebt darauf nach allen Seiten und an diejenigen Stellen 3 oder 4 Unteroffizierposten auf Entfernungen innerhalb der kleinen Klappe vor, von denen aus in das Lager geschossen werden könnte. Die Gefechtsstellung ist gleichzeitig der Platz, auf dem die Mannschaften beim Ruhen Gewehr im Arme zu liegen haben. Es würde sehr unpraktisch sein, alles in einem dicken Haufen zusammenzuhalten und lagern zu lassen. Vielmehr ist zu berücksichtigen, dass die Gefechtslager an 2 oder 3 Stellen liegen, sich gegenseitig unterstützen können, aber auch so gewählt sind, dass die Leute bei Alarm sich nicht gegenseitig beschiessen.

Sind vier und mehr Wagen bei dem Zuge, kann man dieselben zu einer Wagenburg oder zur Abschliessung des Kraals für das Vieh zusammenfahren. Ein Kraal ist für

Nachtlager stets herzustellen. Pferde und Zugvieh müssen auf Kriegszügen, nachdem sie einige Stunden gefressen haben, über Nacht in demselben gehalten werden, damit sie sich nicht zu weit entfernen. Ist eine grössere Gefechtsbereitschaft nötig oder eine Weide nicht vorhanden, so bleiben die Ochsen angeschirrt am Wagen und die Pferde werden an Wagen und Bäume gebunden.

Mit je weniger Posten und Patrouillen man auskommt, je besser ist es; denn der Lagerdienst ist anstrengend und es muss vermieden werden, dass durch ein zu häufiges auf Wache kommen die Kräfte der Mannschaften überanstrengt werden. Schwache Abteilungen oder Patrouillen müssen stets in Gefechtsbereitschaft lagern und lassen nur einen oder mehrere Leute als Posten in der Stellung stehen.

Märsche.

Das Buch meines Bruders H. v. F. „Nama und Damara“ enthält für diejenigen, die sich über die landesübliche Art, mit dem Ochsenwagen zu reisen, informieren wollen, die nötigen Anhaltspunkte. Diese Reiseregeln können auf die Anlage von Märschen sofort übertragen werden.

Das Gefecht.

Dasselbe ist, soweit es durch die Landesnatur und die eigentümliche Kampfweise bedingt ist, schon charakterisiert worden. Da, wie ich schon betont habe, Endziel des Krieges die Vernichtung des Gegners ist, muss auch bei jedem Gefecht dieses Ziel im Auge behalten werden.

Durch Einschliessungen ist dies am besten zu erreichen, da nur hierdurch der Gegner zum Standhalten gezwungen werden kann. Im freien Felde muss daher schon die Einleitung des Gefechtes der Absicht des Einschliessens Rechnung tragen. Also: In der Front kein ungestümes Draufgehen, hinhaltendes Gefecht, Disponierung von Abteilungen gegen die Flanken, gut gedecktes, sehr schnelles Vorgehen der Umfassung, Besetzen beherrschender Punkte in Flanke und Rücken des Gegners. Bei der Schnelligkeit des eingeborenen Gegners wird es aber selten hierzu kommen. Eher ist es möglich, eine Werft der Eingeborenen, deren Lage erkundet ist, einzuschliessen. Die geringe Stärke der Truppenabteilungen, könnte man meinen, stände einem derartigen Verfahren entgegen. Dem ist aber nicht so. Man muss sich nur stets vor Augen halten die Scheu der Eingeborenen vor direktem Angriff auf besetzte Punkte, die enorme Kraft, die in dem einzelnen mit Patronen gut gefütterten und gut bedienten Gewehr liegt, und die dadurch gegebene Möglichkeit, mit wenigen Leuten grosse Fronten zu besetzen. Die Einschliessung muss schnell vorgenommen werden. Schnell müssen alle Auswege besetzt werden. Schnell müssen aber auch in die Einschliessungslinie Wasser- und Verpflegungsstationen geschafft werden, andernfalls ist eine Einschliessung gar nicht aufrecht zu erhalten. Mit landesunkundigen und im südafrikanischen Kriege nicht geübten Truppen ist eine solche Einschliessung besonders im Gebirge gar nicht möglich. Sie stellt die höchsten Anforderungen an das Orientierungsvermögen, die physische Leistungsfähigkeit und das Verständnis des

Einzelnen für die Kriegshandlung. Sowie einzelne Punkte rund um den Gegner besetzt sind, wird die Einschliessung allmählich und stetig verengt, denn durch die zu Anfang losen Maschen des Netzes kann der Gegner noch leicht entweichen. Das Bestreben, die Einschliessungslinie vorwärtszuschieben unter Beachtung der von der Oberleitung gegebenen Direktiven, müssen alle Abteilungen und Posten unter gegenseitiger Unterstützung von selbst bethätigen, ohne Befehl hierzu abzuwarten. Zum Bewusstsein des Eingeschlossenseins darf der Gegner erst kommen, wenn keine Möglichkeit zu entweichen vorhanden ist. Deshalb muss der Leitende die Abteilungen in der Front so lange zurückhalten, bis die für die Einschliessung erwünschten Abschnitte der anderen Seiten besetzt sind, um nicht den Gegner zum vorzeitigen Entweichen zu veranlassen. Ist die Einschliessung¹ vollendet, so richten sich Geschütz- und Infanteriefeuer auf jedes sich darbietende Ziel. Das Geschütz muss auch indirekt gegen die Werft wirken, besonders bei Nacht. Die Führung sorgt für Nachschub an Wasser und Proviant, führt schliesslich die Fortnahme eines Punktes herbei, der die Lage der Werft beherrscht, und bringt dadurch das Drama zum Abschluss.

Angriff.

Da die Eingeborenen ihre Stellung räumen, sowie ein wesentlicher Punkt derselben mit Fortnahme bedroht oder gar genommen ist, sucht man den beherrschenden Punkt fortzunehmen, während die übrigen Teile der Stellung beschäftigt werden. Dazu schiebt man eine kleine Abteilung

gegen den Schlüsselpunkt vor. Diese nähert sich demselben unter sorgfältiger Ausnutzung der Geländedeckungen. Etwa 300 m dahinter folgt eine Schützenlinie mit so grossen Rottenabständen, dass die Leute der Rotte sich auch beim Vorgehen wechselseitig mit Feuer unterstützen können. Die äusseren Flügel der Schützenlinie müssen durch zurückgehaltene Abteilungen gesichert sein. Die Stärke der Abteilungen, die man zum Angriff ansetzt, richtet sich nach der Stärke der Truppe. Man wird $\frac{1}{6}$ vorschieben, $\frac{3}{6}$ zum Hauptangriff und $\frac{2}{6}$ zur Flankensicherung verwenden. Beim Vorschreiten des Angriffes wenden sich die Flankenabteilungen gegen die feindliche Rückzugslinie. Die Geschütze sind nahe an die Schützenlinie heranzuhalten und wirken gegen den Punkt, der genommen werden soll. Die Bedeckung der Bagage richtet sich in der Nähe der Wagen zur Verteidigung ein und bildet den Rückenschutz, der auch nicht aus dem Auge verloren werden darf.

Verfolgung.*)

Geht der Feind zurück und die Lage der Werft ist nicht bekannt, so hält ein Teil ihn unter Ausnutzung der äussersten Schussweiten so lange unter Feuer, wie er zu sehen ist. Ein anderer Teil der Abteilung, in ganz offenem Gelände Berittene, muss aber sofort den Feind seitlich überholen und auf Punkte der voraussichtlichen Rückzugsrichtung voreilen. Sowohl zur Feuerausnutzung, wie zu dem Verlegen des Rückzuges wird aber nur selten

119 *) Vgl. S. 30.

Gelegenheit sein. Es ist schon viel, wenn man bei der Schnelligkeit und Geschicklichkeit, mit der die Hottentotten verschwinden, einige Schüsse hinterherjagen kann. Aus der Richtung, in der einzelne Gegner zurückeilen, kann man nie mit Bestimmtheit auf die allgemeine Rückzugsrichtung schliessen. Würde man sich durch die Richtung des Zurückgehens Einzelner verleiten lassen, mit der Truppe zu folgen, so verliert man leicht jede Fühlung. Die Spuren gehen bald verloren und man ist gezwungen, fortwährend zu halten und zu suchen. Je länger man mit der Truppe einer solchen Richtung folgt, desto grösser wird der Fehler. Man muss schliesslich mit der erschöpften Truppe halten, nach Wasser suchen oder nach dem Ausgangspunkte zurückgehen. In der Mehrzahl der Fälle ist es daher zweckmässig, erst das Gefechtsfeld nach Spuren und Versteckten gründlich abzusuchen. Dies dauert unter Umständen den ganzen Tag. Gleichzeitig werden Patrouillen von 10 bis 20 Mann, zur Hälfte aus Eingeborenen, zur Hälfte aus Soldaten bestehend, nach verschiedenen Richtungen entsandt, auf vorgeschriebenen Wegen und mit deutlich sichtbaren Punkten als Endziel. Rauch-, Feuer- oder Flaggensignale mit der Bedeutung „nichts, wenig, zahlreich“ werden mit den Patrouillen vereinbart und von den bezeichneten Endpunkten, oder von ebenfalls bestimmten Zwischenpunkten abgegeben. Gleichzeitig mit der Abgabe eines Signals ist schriftliche Meldung zu schicken. Durch einzelne Schüsse darf man sich nicht irritieren lassen. Wird aber von einer Stelle signalisiert, oder geht die Meldung ein, dass zahlreiche Menschen- und Pferdespuren beobachtet worden

sind oder wird an einer Stelle lebhaft gefeuert, so wird dahin aufgebrochen und auf der Spur gefolgt. Die Dunkelheit macht der Verfolgung in den meisten Fällen ein Ende. Wenn irgend möglich, marschirt dann die Truppe noch mit Rücksicht auf Menschen und Vieh in der Verfolgungsrichtung bis zur nächsten Wasserstelle. Nur ganz ausnahmsweise wird es also zu einer eigentlichen Verfolgung Klinge an Klinge im Anschluss an ein Gefecht kommen. In der Mehrzahl der Fälle ist die Fühlung verloren, es handelt sich um eine Aufsuchung und um erneute Gefechte gegen den schon wieder in Stellung befindlichen Gegner.

Etwas anders gestaltet sich die Verfolgung, wenn die Lage der Werft des Gegners weit ab und bekannt ist. Eilt der Gegner also z. B. nachdem er Vieh gestohlen hat oder nach irgend einem sonstigen Unternehmen seiner Werft zu, so ist seine allgemeine Rückzugsrichtung bekannt. Ein direktes Nachlaufen zu Fuss oder zu Pferde auf der Spur würde in diesem Falle fehlerhaft sein. Wenige Schützen des Gegners im Hinterhalt genügen, längere Aufenthalte zu veranlassen. Es müssen vielmehr die möglichen [Rückzugslinien ins Auge gefasst werden. Auf seitlichen Wegen sucht man durch Gewaltmärsche zu Fuss und, wenn angängig, zu Pferde den Gegner zu überholen, oder man dirigiert Abteilungen, die seinen Rückzugslinien näher sind, auf dieselben und legt sich auf einem der Rückzugswege vor. Die hierzu entsandten Abteilungen brauchen gar nicht besonders stark zu sein. 30 bis 40 Reiter und Eingeborene genügen, den stärksten auf dem Rückzuge begriffenen Gegner empfindlich zu

schädigen und ihm eventuell einen Teil des Viehs wieder abzunehmen, wenn es gelingt, eine Falle zu stellen. Sehr gute Kombinationsgabe, Spürsinn und viel Glück gehören allerdings dazu um, eine derartige Unternehmung glücken zu lassen.

Verteidigung.

Wenige Leute, auf weit auseinanderliegenden Punkten unter geschickter Benutzung des Geländes in dominierenden Stellungen und an den Wegen, die durch diese führen, aufgestellt und auf afrikanische Art verschanzt, können grosse Fronten Stunden und Tage halten. In der Front allein wird die kleinste Abteilung, sogar der gut gedeckte einzelne Schütze nie angegriffen werden. Die Front ist unangreifbar für den Eingeborenen. Umsomehr muss man in der Verteidigung auf Flankenschutz bedacht sein durch seitwärts rückwärts befindliche Schützen oder Abteilungen und eine Reserve, die man stets um einen Flügel herum zum Angriff benutzen muss, wenn man nicht schon vorher flügelweise zum Angriff geschritten ist. Eine Verteidigung, die nicht mit angriffsweisem Vorgehen gepaart ist, ist den Eingeborenen gegenüber ein grosser Fehler.

Rückzug.

Ein Zurückgehen darf es den Eingeborenen gegenüber im Kampfe am Tage niemals geben. Es würde immer zur Vernichtung führen. Will man am Tage einen Kampf nach rückwärts abbrechen, so wird das Loslösen am besten eingeleitet durch angriffsweises Vorgehen eines Teils, während der andere eine Aufnahmestellung nimmt. Wiederholte Aufnahmestellungen, beziehentlich Hinterhalte

werden dann erforderlich werden. In schwierigen Lagen muss man immer bis zum Einbruch der Nacht ausharren. Die Nacht ist am geeignetsten für den Rückzug.

Nächtliche Unternehmungen.

Dieselben werden durch die Landesbeschaffenheit, das Klima und die Gewohnheiten der Eingeborenen begünstigt. Sie sind durch ihre moralisch grosse Einwirkung sehr vorteilhaft.

Die Ueberlegenheit des Gegners an Zahl wird ausgeglichen. Mit einer ganz schwachen Abteilung kann man durch Eindringen in eine Werft bei Nacht einen Häuptling fangen und durch Schiessen nach allen Seiten einen grossen Stamm verjagen. Uneinnehmbare Stellungen auf schroffen Tafelbergen kann man unter Zuhülfenahme der Dunkelheit ohne grosse Verluste zu Fall bringen. Kleine Abteilungen ersteigen abends nach Einbruch der Dunkelheit den Hang so hoch wie möglich hinauf, etwa bis zum Fuss des meist senkrechten obersten Teiles. Sowie die Morgendämmerung beginnt, wird der oberste Teil in einem der schlotartigen Risse erstiegen. Die oben befindlichen Verteidiger werden überrascht und erschossen. Zur Sicherung der Sturmabteilungen werden am Fuss oder auf dem Hange Schützen aufgestellt, die auf Standvisier oder kleine Klappenentfernung die Krone der Höhe unter Feuer halten können.

Viehfortnahme und -sicherung.

Da in Südafrika sich alles um das Vieh dreht und die besten Krieger auch die allgeschicktesten Viehdiebe sind, muss sich der Truppenführer mit der Kunst der Fortnahme von Vieh und der Deckung des Viehbestandes

auch beschäftigen. Die Fortnahme ist einfach. Gleichgültig ob das fortzunehmende Vieh bei einer Werft oder auf dem Marsche ist, das Verfahren wird so sein, dass die Truppe die Werft oder die Begleitung des Transportes angreift, während die eingeborenen Hilfsmannschaften, verstärkt durch einige Soldaten, das Vieh fortreiben. Ist das Vieh einer Station gestohlen, so wird verfahren wie auf Seite 49 angegeben.

Sehr schwierig ist der Schutz des Viehes auf Stationen. Eine fortdauernde Bewachung der Heerden würde sehr viele Leute erfordern, zu kostspielig werden und lässt sich nicht durchführen. Giebt man dem weidenden Vieh einige Mannschaften mit, so tritt eine Belastung der Stationsbesatzung ein, die nur auf sehr stark besetzten Stationen durchführbar ist. Ausserdem würden die Leute nicht viel ausrichten. Da die Viehräuber sich die für sie passendste Zeit aussuchen können, findet sich leicht ein Moment, wo sie die Mannschaften des Viehpostens überfallen und niedermachen oder angreifen und von dem Vieh trennen können, das dann abgetrieben wird. Gerade so, wie das Vieh der Ansiedler, weidet aus diesen Gründen das Vieh der Truppenstationen unter Aufsicht einiger eingeborener Hirten häufig meilenweit von den Stationen entfernt im Felde. Es müssen daher vorbeugende Massregeln getroffen werden. Sehr günstig ist es, zuverlässige Spione zu haben, die die Annäherung der Räuber melden. Manchmal wird man auch durch Boten, Jäger, Händler von einem beabsichtigten Raube hören. In diesen günstigen, aber seltenen Fällen kann man das Vieh in der Nähe der Station weiden und abends in den Kraal treiben lassen.

Patrouillen erkunden dann die Annäherung und Lauerposten versalzen den Räubern das Stehlen. Recht störend für den Räuber wirken kleine verschanzte Posten von 3 bis 5 Mann, die an den Grenzen des Weidelandes der Station an den möglichen Annäherungswegen liegen und mit der Station in optischer Verbindung sich befinden. Ist das Glück günstig, so kann es auch sehr vorteilhaft sein und zur Sicherheit des Stationsviehs wesentlich beitragen, wenn eine kleine etwa 30—40 Reiter starke bewegliche Abteilung 3 Tagemärsche vor der Station in der mutmasslichen Anmarschrichtung des Feindes vorgeschoben wird und bald diesen, bald jenen Platz besetzt. Besser noch ist es, wenn man diese Abteilung ganz in die Nähe des Stammes postiert, mit dem man Krieg führt. Ein derartiger Posten lähmt die Unternehmungslust des Gegners und kann sich, rechtzeitig benachrichtigt, dem Gegner auf dem Vor- oder auf dem Rückmarsch, wenn ihm der Viehraub geglückt ist, vorlegen. Man darf sich aber nicht verhehlen, dass alle diese vorbeugenden Massnahmen die Sicherheit des Weideviehs keineswegs gewährleisten. Es giebt nur ein sicheres Mittel gegen den Viehraub. Man muss denjenigen Stämmen, die Viehräuber im grossen sind, oder mit denen man im Kriege ist, beständig mit der Truppe auf den Fersen sein, sie ausrotten, zersprengen und in dienende, abhängige Stellungen bringen, d. h. sie auf die Ansiedler als Arbeiter verteilen. In berechtigter Selbsterhaltung haben nach diesem Grundsatz die Boeren in Südafrika seit 1652 verfahren. Ein ähnliches Verfahren muss in unserm Schutzbiet Südwestafrika ebenfalls Platz greifen. Die freien, unabhängigen, bis an die Zähne be-

waffneten Eingeborenenstämme müssen verschwinden. Den kleinen Viehdieben, die es immer in einem Viehzuchtgebiete geben wird, müssen eingeborene Polizisten auf den Hals geschickt und die eingeborenen Häuptlinge zu ihrer Auffindung herangezogen werden.

Feuer- und Schiessregeln.

Richtiges, gutes Schiessen bringt auch in Südafrika die günstige Entscheidung in allen Gefechten und in jeder verzweifelten Lage, in die der Einzelne geraten kann. In Südafrika wird das Schiessen einer Truppe nie den Charakter unseres Abteilungsgefechtsschiessens tragen, sondern mehr denjenigen unseres Einzelschiessens. Eine einheitliche Feuerleitung sogar innerhalb der Gruppen wird meist durch die weiten Zwischenräume der einzelnen Schützen und die Nichtsichtbarkeit der Ziele, sowie die kurze Zeit, in der dieselben zu sehen sind, ausgeschlossen. Selten nur ist eine gleichzeitige Feuereröffnung und ein Zusammenfassen der Wirkung vieler Gewehre auf eine Stelle durch einheitliches Kommando möglich. Die Massenwirkung kann nur dadurch erreicht werden, dass die einzelnen Schützen ihr Feuer der jedesmaligen Gefechtslage anpassen.

Die Schützen haben also eine bei uns ungekannte, auf taktisch richtigem Erkennen beruhende Selbstständigkeit.

Hat man sich erst daran gewöhnt, der Klarheit der Luft Rechnung zu tragen, so schätzt man bei der Gleichmässigkeit der Beleuchtung die Entfernungen besser als bei uns. Die Fertigkeiten, die wir dem Schützen durch unser Schul- und Einzelgefechtsschiessen aneignen wollen,

werden in Südafrika in allerhöchstem Masse gefordert. Der Schütze muss ein sehr scharfes, geübtes Auge und einen hervorragend trainierten Körper haben. Er muss nach grösseren Anstrengungen noch gut in Atem sein, keine beschleunigte Herzthätigkeit, keinen fliegenden Puls haben. Seine Schiessfertigkeit darf auch in der Erregung nicht versagen. Die Ansprüche sind also sehr hohe und es ist vielleicht gut, einige der afrikanischen Fechtart angepassten Schiessregeln anzuführen.

Der südafrikanische Gegner bietet keine derartigen Ziele, wie wir sie in unseren Gefechten haben. Weder breite, dichte Schützenlinien, noch Linienziele oder dicke Haufen bieten sich dar. Man kommt nur zum Schuss gegen bis an die Augen gedeckte Gegner auf weite, mittlere, nahe und allernächste Entfernungen, deren Stellung man wohl nur vermuten kann, während man selbst in den verschiedensten Anschlagarten in Deckung sich befindet, oder nachdem man in die Stellung gegangen ist, nach schnellem Abspringen vom Pferde, nach schnellem Vor- oder Seitwärtslaufen, nach dem Erklettern oder Heruntereilen von steilen Hängen. Seltener bieten sich als Ziele feindliche Schützen und Reiter in der Bewegung, und dann meist nur auf mittlere und weite Entfernungen, und noch seltener wird man im Hinterhalt oder in Stellung liegend ein hohes, ruhig sich bewegendes Ziel fassen können. In den meisten Lagen wird also der in Stellung befindliche Schütze zur Abgabe seines Schusses sich Zeit nehmen und haarscharf zielen und schiessen müssen; manchmal muss er aber sehr schnell mit seinem Schuss bei der Hand sein. Ist die Stellung des Gegners, was häufig vorkommt, nur an dem

Rauch oder in der Nacht an dem Blitz des Schusses zu erkennen, so schießt man a tempo mit dem Gegner. Sind die Gegner beritten, so hält man stets auf den Reiter, da die Tiere dressiert sind, stehen zu bleiben, wenn der Reiter absteigt oder herunterfällt, und man jedes Reittier gut gebrauchen kann. Gegner, die in Stellung zu sehen sind, sucht man da zu treffen, wo Boden und Mensch zusammenzustossen scheinen. Dadurch überschießt man gewölbte Kuppen, hält die Aufschläge vor dem Ziel und sichert sich Splitterwirkung. Mit den Steinsplintern und mit Ricochetschüssen muss man auch rechnen, wenn der Gegner nicht zu sehen ist, sondern nur in Stellung vermutet wird. Liegt der Gegner in Steinschanzen, so ist es vorteilhaft, die obersten Steine wegzuschiessen oder auch an einer Stelle eine Bresche zu schiessen. Geschoss und Steinsplinter erzwingen dann sehr bald die Räumung. Während des Gehens oder gar Laufens darf der Schütze nie schießen. Zu jedem Schuss ist in Stellung zu gehen und, wenn vorhanden, eine Auflage zu benutzen.

Von Beginn eines jeden Gefechtes an ist das Feuer auf die ganze feindliche Front zu verteilen. Die Unsicherheit, welche unsere Geschosseinschläge beim Gegner erzeugen, muss sich auf die ganze feindliche Linie erstrecken. Deswegen muss jeder Schütze auf die ihm gegenüber befindlichen Gegner halten, die Wirkung der Schüsse gut beobachten und sich verbessern, dabei aber die ganze feindliche Front und die diesseitigen Schützen nicht aus den Augen lassen, damit er jederzeit nach der Gesamtlage handeln kann.

Von der Ueberlegenheit der Patronenzahl wird der Schütze ausgiebigen Gebrauch machen. Deswegen kann der Schütze stets schiessen, sowie er ein Ziel sieht. Die grosse Treffsicherheit unseres Gewehres gestattet ja jedes Ziel, das man mit blossem Auge erkennt, mit Aussicht auf Erfolg zu beschiessen. Der Schütze darf aber nicht vergessen, dass jede einzelne Patrone einen hohen Wert besitzt. Er darf keinen ungezielten Schuss abgeben und muss mit jedem Schuss womöglich einen Gegner ausser Gefecht setzen. Der Schütze wird nicht ballern und in die Luft knallen, sondern wird, wenn er aufgefordert wird, sein Gewehr sprechen zu lassen, eine sehr ernste und sehr gefährliche Sprache mit demselben reden.

Mit deutschen Soldaten, die in diesem Sinne ausgebildet sind und eine Schule in Südafrika durchgemacht haben, sind wir jedem südafrikanischen Gegner überlegen.



Druck von Trowitzsch & Sohn, Berlin SW.
